GERMAN RESOURCES ON THE MARIANA ISLANDS DIGITAL LIBRARY

compiled by Dirk HR Spennemann

71. Külz, L. 1913. "Zur Frauenfrage in den deutschen Kolonien." [The question of women in the German colonies]. *Kolonial Monatsblätter. Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft* 15, pp. 61–67.

An assessment of the status of women in the colonies, with statistics of the percentage of women in all colonies. Argues that colonialisation will rely on women to support men in the domestic sphere and that more women need to emigrate if mixed marriages are to be avoided.

Source of Annotated Bibliography Entry:
Dirk H. R. Spennemann (2004) *An Annotated Bibliography of German Language Sources on the Mariana Islands*. Saipan, Commonwealth of the Northern Mariana Islands : Division of Historic Preservation. ISBN 1-878453-71-8.

The German Resources on the Mariana Islands Digital Library is a project jointly supported by:

The Johnstone Centre, Charles Sturt University, Albury, Australia

Northern Mariana Islands Council for the Humanities, Saipan, CNMI

Historic Preservation Office, Saipan, CNMI

Koloniale Monatsblätter

Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft

Herausgegeben
von der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W35
Verantwortlicher Schriftleiter Hubert Henoch

15. Jahrgang * 1913

Verlag der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W 35

Freundschaft für die Kolonien dafür sein müssen, die linksstehenden aus dem liberalen Prinzip heraus. Auch die Sozialdemokraten, weil in diesem Falle das liberale Prinzip auch das demokratische ist.

Die Regierung aber wird schwerlich die Berechtigung und Zweckmäßigkeit der angestrebten Institution bestreiten können. Sie wird gegen die Durchführbarkeit Einwendungen erheben. Diese aber werden sich beseitigen lassen, denn über alle Einzelheiten läßt sich reden. Die Delegierten mögen dem Kolonialamt und den Gouvernements unbequem erscheinen. Wie eine Volksvertretung jeder autokratischen Regierung. Aber wie sich die Reichsregierung nicht nur daran gewöhnt hat, mit dem Reichstag zu arbeiten, sondern heute seine Mitverantwortung wohl kaum noch entbehren möchte, so wird sich auch die Kolonialverwaltung an die Mitarbeit der Kolonien gewöhnen müssen. In der von mir vorgeschlagenen milden Form ist sie erträglich. Daher: bis dat qui cito dat — und noch mehr: der freudige Geber . . . ist lieb!

Zur Frauenfrage in den deutschen Kolonien.

Von Regierungsarzt Dr. L. Külz.

Fast alle „modernen" Bestrebungen unserer Tage rufen die Frau als Bundesgenossin auf den Kampfplan. Die Frau und das Wahlrecht heißt die Losung, die Frau und die Friedensliga, die Frau und die Kriegshilfe, die Frau und der öffentliche Kinderschutz, die Frau und die Abstinenz usw. usw. Wo soll die Frau nicht überall helfen! Nun auch noch die Frau und die deutschen Kolonien! Bei näherem Zusehen erhellt aber, daß gerade der Hilferuf nach der Frau in unseren Schutzgebieten sich recht gründlich von all den anderen unterscheidet. Dort soll sie für eine einzelne, ganz bestimmte Idee mobil gemacht werden, die obendrein, oft genug wenigstens, anfänglich sie fremd anmuten muß; hier in den Kolonien harrt ihrer wohl eine neue Umwelt, aber sonst eine ihrem Grundcharakter und innerem Werte nach alte, durch Jahrhunderte dem deutschen Frauengeschlecht vertraute und deshalb fast unbewußt geübte Pflicht: die Pflege des deutschen Hauses und der deutschen Familie. Nichts Neues soll sie ins Alte bringen, sondern im Gegenteil etwas Altes, Bewährtes, ein Stück Heimat, vielleicht das beste Stück Heimat, ins koloniale Neuland. Die Frau wird die wertvollste für unsere Kolonien sein, die diesem Ziel am nächsten kommt. Der Herd des Hauses ist der Opferstock, auf dem sie in aller Stille, aber mit entscheidender Bedeutung ihre koloniale Mitwirkung niederlegen kann. Für uns Deutsche ist die ganze koloniale Frauenfrage noch jungen Alters; geschichtlich ist sie so alt, wie die tropische Kolonisation überhaupt. Es sei daran erinnert, daß schon Fernando Cortez, der in der Ueberlieferung vornehmlich nur als der berüchtigte Konquistador lebt, begriffen hatte, was die Frau den überseeischen Erwerbungen Spaniens bedeute, und er ist nicht nur bei theoretischen Betrachtungen stehengeblieben, sondern hat versucht, seine Ueberzeugung in die Tat umzusetzen. Er weigerte sich, Eingeborene als Arbeiter an seine Landsleute abzugeben, wenn sie nicht ihre Frauen nach Mexiko kommen ließen. Unbemittelten wurde das Reisegeld gegeben, und auf jede Weise suchte er den Zuzug weißer Frauen zu fördern, „in Anbetracht, wie förderlich es für das Gewissensheil und die Seelenruhe besagter Staatsangehöriger sowie für die Bevölkerung und Hebung ihrer Bezirke ist, daß sie sich verheiraten". Diese Worte aus einem Erlasse des Jahres 1524 könnten noch heute

mit gleichem Recht auf Geltung geschrieben sein, und hätten sie im eigenen Volk ihres Urhebers Gehör gefunden, es stünde gewiß besser um Spanien als Kolonialmacht. An uns ist es, aus der Geschichte der Kolonisation älterer Kolonialvölker und nicht zum wenigsten aus ihren Fehlern zu lernen. Wir wollen hier nicht näher eingehen auf das in letzter Zeit viel erörterte Thema der Mischehen, die von einer Reichstagsmehrheit gefordert, von der Kolonialverwaltung und einer erdrückenden Mehrheit aller kolonialen Kreise, also in diesem Falle doch wohl den maßgebenden Stellen, mit aller Entschiedenheit und hoffentlich mit Erfolg abgelehnt worden ist. Ein anderes Problem aber als das der Mischehen ist die Mischlingsfrage überhaupt, und keine amtliche Verfügung, keine private Maßnahme wird das Entstehen von Mischlingsrassen verhindern können mit allen ihren Gefahren für die Zukunft, sondern nur der Zuzug weißer Frauen. Es handelt sich also letzten Endes um nichts weniger, als die Entscheidung darüber, ob unsere Schutztruppe dem Deutschtum erhalten bzw. ihm erst zugefügt werden sollen oder nicht. So wird die Frauenfrage unserer Kolonien zu ihrer Rassenfrage. Sie ist aber nicht nur dies, sondern sie ist für uns auch eine ethische Frage, das Problem vom sittlichen Wollen und Handeln. Ich brauche kaum näher auszuführen, was ich meine. In einem Worte Goethes ist es kurz zusammengefaßt: Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten. Wer seit längerer Zeit in den Kolonien weilt, wird mir bestätigen können, wie sich nach und nach mit zunehmender Zahl der Frauen der ehemals oft reichlich rauhe Ton des Lebens dort merklich höher gestimmt hat, und wie ihre Anwesenheit auch die Unverheirateten zu erhöhter Selbstkontrolle zwingt. Wenn es in letzter Zeit um sehr viel ruhiger geworden ist von Kolonialskandalen, so gebührt auch der Frau ein gut Teil des Verdienstes an dieser Besserung. Das einzige Heilmittel gegen das „Verniggern", „Verkaffern" oder „Verkamakern" liegt im Einfluß der weißen Frau. Alle die imponderabilen, aber unersetzlichen Werte, die von dem Wesen der Familie ausgehen, können erst mit der Frau in unseren Kolonien gedeihen, und die Familie wird den Schlußstein in unserer überseeischen Entwicklung bilden, nicht nur als der zuletzt dem ganzen Bau sich einfügende, sondern auch als der, welcher das Ganze zusammenhält. Wohl kann der Mann dem Hause seinen Namen und die äußere Gestalt geben; die Frau aber erst bringt die Sitte des Hauses. Sein inneres Leben und oft genug selbst seine äußere Ornamentik werden von der Frau bestimmt. Ich mache mich anheischig, beim ersten Betreten eines afrikanischen Hauswesens vorauszusagen, ob eine Frau darin waltet oder nicht. Der Kreis der Familie ist uns in den Kolonien noch nötiger als daheim. In der Heimat kann jeder, wenn er will, in einer familienartigen Gemeinschaft Zuflucht finden, auch wenn er nicht verheiratet ist. Er hat sein Elternhaus oder verheiratete Geschwister oder Freunde, deren Einfluß er auf sich wirken lassen kann. Draußen aber ist die Gefahr der Vereinsamung ungleich größer, und als Surrogat der Familie oder Familienbedürftigkeit tritt für viele die Tischgenossenschaft, die gemeinsame „Messe" ein, die oft genug auch zur Zechgenossenschaft wird.

Gewiß wird manche alte, häusliche Sitte der Deutschen unter der Macht der äußeren Verhältnisse in den Kolonien verkümmern müssen, aber merkwürdigerweise sehen wir gerade auch dort wieder so manche aufleben, die in der Heimat immer mehr schwindet. Ich denke, um ein Beispiel herauszugreifen, an die Gastfreundschaft des Hauses, die ja in unseren Großstädten vielfach schon soweit verbannt ist, daß man den Gast des Hauses statt an den Familientisch ins Wirtshaus führt. In den Schutzgebieten, wo unter der heißen Tropensonne der oberflächliche Lack der Ueberkultur dahinschmilzt, ist auch die alte Gastfreundschaft wieder zum Vorschein gekommen. Der Deutsche hat sich wieder auf sie besonnen, und allerorten wird sie mit selbstverständlicher Weitherzigkeit auch von den Junggesellen geübt. Aber im rechten Gewande erscheint sie doch erst, wo eine Frau im Hause weilt. Den „Salon", den Raum der „Gesellschaft", haben wir glücklicherweise noch nicht im Familienhause der Kolonien; möge er und alles, was von ihm ausgeht, uns noch recht lange erspart bleiben. Die Veranda oder ein Gartenplatz vor dem

Hause sind die geeigneten Räume, um mit den Freunden des Hauses zu plaudern, und die wirkliche Geselligkeit, die in die Tropen überpflanzt werden und Wurzeln schlagen sollte, liegt in dem zum Freundeskreis erweiterten Hause.

Aber selbst die, denen völkische und ethische Regungen fernliegen, werden sich mit der kolonialen Frauenfrage auseinandersetzen müssen, denn sie ist auch ein soziales Problem. „Der Mann gründet das Haus, die Frau hält es", sagt treffend ein Wort von Magdalene v. Prince, der bekannten Ostafrikanerin. Der Mann wird es immer als lästigen Zwang empfinden müssen, wenn er neben seiner Berufsarbeit genötigt ist, sich selbst um alle die vielerlei Obliegenheiten des Hausstandes zu kümmern, für die er nun einmal mehr oder weniger Laie ist. Ja, er wird, je mehr er in seinem Berufe aufgeht, um so weniger die nötige Zeit dazu erübrigen, und die unausbleibliche Folge ist die Vernachlässigung des Hauswesens mit allen ihren Rückwirkungen auf Arbeitsfreudigkeit, Gesundheit und Wohlbefinden. Die wirkliche Erholung, der wirkliche Abendfrieden nach der heißen Tagesarbeit, der uns die Fremde in den Kolonien überwinden und vergessen läßt, kommt uns erst im eigenen, von der Frau versorgten Hause. Auch die materiellen Vorteile, die aus der Anwesenheit der Frau erwachsen, sind nicht gering zu veranschlagen. Gar mancher Beamte, Kaufmann oder Pflanzer würde noch länger auf tropischem Arbeitsfeld geblieben sein, wenn ihm eine Frau dorthin gefolgt wäre: mancher Aerger, manche Krankheit würde vermieden, wenn eine Frau und nicht ein schwarzer Diener oder Koch das Hauswesen leiteten; manche Arzt- und Hospitalkosten, manche vorzeitige Heimreise würden erspart, wenn ein geregeltes, häusliches Leben den Kolonisten vor Erkrankung bewahrte. Von jeher sind die evangelischen Missionen die ersten gewesen, die in der richtigen Erkenntnis von der großen Bedeutung der Frau für den Beruf ihrer Sendboten diesen ein Familienleben zu ermöglichen suchten. In neuerer Zeit haben aber auch viele Handels- und Pflanzungsfirmen sich dazu entschlossen, wenigstens ihren älteren Angestellten die Mitnahme einer Frau und die Gründung eines eigenen Hauswesens zu erleichtern. Ich habe oft beobachten können, welche ausgesprochene Rückwirkung die Anwesenheit einer Frau sogar auf Gebieten äußert, auf denen man es zunächst kaum erwarten sollte. Ich kenne Kameruner Pflanzungen, wo die Sauberkeit des von einer Frau geführten Hauswesens sich nicht nur auf die europäischen Angestellten übertragen hat, sondern selbst bis in die Arbeiterhäuser der Schwarzen hineinreicht. Nicht unerwähnt sei, was ein Pflanzer selbst[1]) über die Bedeutung der Frau für seinen Beruf ausgesprochen hat: „Die Praxis beweist, daß die Leistungsfähigkeit des Beamten, sofern sie in seinem Einfluß auf den Farbigen beruht, wesentlich höher ist, wenn er eine weiße Frau und keinerlei geschlechtliche Beziehungen zu farbigen Weibern hat"; und an einer anderen Stelle: „Wenn nun gar ein Weißer außer auf dem Altar der Venus auch noch auf dem des Bacchus opfert, so kann man mit ziemlicher Sicherheit vorher sagen, wie lange es dauert, bis er überhaupt unbrauchbar als Vorgesetzter von Farbigen sein wird." Was für den Pflanzungsbeamten gilt, trifft erst recht für den Regierungsbeamten zu.

Kurz, wir sehen, die Frau gehört in die Kolonien, wir können ihrer Mithilfe nicht entraten. Ohne deutsche Frau keine deutsche Kultur, ohne sie kein deutsches Land. Wer es an den Aeußerungen deutscher Frauen selbst nachprüfen will, wie sie ihren Beruf in den Kolonien aufgefaßt haben, der lese in den Büchern nach, die einige von ihnen uns beschert haben, Magdalene v. Prince, Else Sonnenburg, Helene v. Falkenhausen, Frida v. Bülow, Margarete v. Eckenbrecher, Grete Ziemann und andere.

Schon sehr bald nach dem Erwerb unserer deutschen Kolonien suchten sich deutsche Frauen in der Heimat in den Dienst der neuen Sache zu stellen. Bereits seit 25 Jahren besteht der deutsche Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, der in Kriegs- und Friedenszeiten dort sich der Krankenpflege durch Aussendung von Schwestern,

[1]) W. Costenoble im „Tropenpflanzer", Juni 1909

Ausstattung von Krankenhäusern und durch andere Samariterwerke in einer von Jahr zu Jahr sich immer weiter ausdehnenden Tätigkeit widmet. Es würde uns hier zu weit führen, für die meisten Leser auch kaum nötig sein, die Verdienste dieses Vereins eingehender zu würdigen. Etwas näher noch unserm speziellen Thema liegen die Bestrebungen des zweiten, jüngeren kolonialen Frauenvereins, des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft, der die Uebersiedlung von Bräuten, Ehefrauen und sonstigen Angehörigen der Ansiedler sowie unverheirateter junger Mädchen nach Südwestafrika unter sorgfältiger Auswahl und Fürsorge fördert. Wenn schon letztere zu festem Dienstverhältnis engagiert die Ausreise antreten, so schreiten doch viele später zur Gründung einer neuen Familie. Eine kleine Tabelle möge die Leistungen der Kolonialgesellschaft bzw. ihres Hilfsvereins im Jahre 1911 sowie ihre Gesamtleistung seit 1898 veranschaulichen:

	Ausgesandte Personen überhaupt	Ehefrauen	Söhne unter 16 Jahren	Töchter unter 16 Jahren	Sonstige Verwandte	Bräute	Dienstboten
1911	288	56	42	55	21	15	99
1898—1911	1408	279	178	212	162	164	413

So wenig nun bestritten werden kann, daß die Hilfe der Frau in den Kolonien, sofern wir nur in ihnen einen dem Deutschtum zu erhaltenden Besitz erblicken, unerläßlich ist, so widersprechend wird noch die Frage beantwortet, ob unsere Schutzgebiete bereits so weit vorgeschritten seien, daß der Mann die Verantwortung dafür übernehmen darf, einer Frau einen Aufenthalt daselbst zuzumuten. So kurz und eindeutig wie die Frage meist gestellt wird, kann sie leider nicht auch beantwortet werden. Wir müssen sie ausführlicher erörtern. Um zunächst eine zahlenmäßige Unterlage für eine vergleichende Betrachtung zu gewinnen, habe ich die uns vor allem interessierenden Daten von 1911, dem letzten statistisch abgeschlossenen Jahre, zusammengestellt und ihnen gegenüber die entsprechenden Zahlen des Jahres 1903, das deshalb gewählt wurde, weil es das letzte vor dem südwestafrikanischen Aufstande war, durch den in dem betroffenen Lande eine Reihe anormaler Jahre heraufbeschworen wurde. Im ganzen dürfen wir aber gerade Südwestafrika etwas in den Hintergrund treten lassen, weil es in der Frauenfrage, teils durch günstige klimatische Verhältnisse, teils infolge der ausgiebigen Fürsorge des Frauenbundes, eine Ausnahmestellung nach der günstigen Seite hin einnimmt. Es hat, die absolute Zahlenhöhe betrachtet, doppelt soviel weiße Frauen, als alle anderen deutschen Schutzgebiete zusammen genommen. Es zeigt auch in der Beteiligung des weiblichen Elementes an der Gesamtbevölkerung die günstigste Verhältniszahl (0,27), ohne indessen darin einen besonders großen Vorsprung vor Ostafrika, Samoa oder der Südsee zu haben. Im übrigen ergeben sich aus unserer Zusammenstellung ohne weiteres einige sehr bemerkenswerte Tatsachen. Die Zahl der weißen Bewohner hat sich in den Jahren 1903 bis 1911 von 7535 auf 21 672 gehoben, die der Frauen allein von 1004 auf 5463, d. h. ihre Zunahme ist relativ weit stärker gewesen. Diese für die Gesamtheit der Kolonien zu verfolgende Erscheinung kommt bei jeder einzelnen ebenfalls zum Ausdruck, so daß das Mißverhältnis zwischen männlicher und weiblicher Bevölkerung durchweg bedeutend herabgemindert worden ist. Am wenigsten weit sind in diesem Ausgleiche unsere beiden westafrikanischen Schutzgebiete Togo und Kamerun vorgeschritten; alle anderen bewegen sich bezeichnenderweise in diesem Punkte beinahe auf gleicher Höhe. Das Zurückstehen der ersteren findet seine Erklärung darin, daß sie im Gegensatz zu den übrigen keine Gebietsteile haben, die als klimatisch völlig unbedenklich gelten können. Togo hat überhaupt keine solchen Landesteile, und in Kamerun sind sie, allenfalls mit Ausnahme Bueas, dem Verkehr noch nicht erschlossen. Die Tabelle läßt ferner erkennen, welchen Anteil die verheirateten Frauen an der gesamten weiblichen

Bevölkerung haben und in welcher Höhe sie sich auf die einzelnen Berufsstände verteilen. Dabei ist die relative Zunahme unter den Beamtenfrauen in der Südsee und in Kamerun weitaus am größten, was darin seinen Grund hat, daß gerade dort früher ein starker

Schutzgebiet	Jahrgang	Gesamtbevölkerung	Darunter Frauen	Demnach Anteil an der Gesamtbevölkerung	Verheiratete Frauen	Davon mit Beamten	mit Missionaren	mit Privaten	Zahl der Kinder
Südwest	1903	4 640	670	0,14	523	?	?	?	1166
	1911	13 962	3765	0,27	1761	284	33	1444	2579
Ostafrika	1903	1 269	147	0,12	112	32	47	33	101
	1911	4 227	1058	0,25	497	108	83	306	617
Kamerun	1903	670	58	0,08	31	3	20	8	26
	1911	1 455	185	0,13	119	37	34	38	66
Togo	1903	168	20	0,12	6	?	?	?	0
	1911	368	61	0,17	30	11	10	9	4
Südsee	1903[1])	407	44	0,11	21	0	4	17	19
	1911	1 169	273	0,23	87	19	29	39	115
Samoa	1903	381	65	0,17	?	?	?	?	24
	1911	491	121	0,25	55	9	8	38	50
Gesamtsumme	1903	7 535	1004	0,13	?	?	?	?	1336
	1911	21 672	5463	0,25	2549	468	197	1876	3431

Mangel hinreichend der Dienstwohnungen den Beamten das Mitnehmen einer Frau erschwerte. Entsprechend der Zunahme der verheirateten Frauen sehen wir überall auch eine erhebliche Zunahme der Kinder, deren Höhe in den einzelnen Gebieten ganz verschieden ist. Hierbei sprechen außer den klimatischen noch allerhand andere Bedingungen mit, namentlich die Möglichkeit eines geeigneten Schulunterichts in der Kolonie. Hinsichtlich der Todesfälle unter den Frauen war das Jahr 1910/11 besonders für die tropischen Kolonien als ausnahmsweise günstig zu bezeichnen. Auf Kamerun, Togo und Samoa entfielen überhaupt keine, auf die Südsee 3, auf Ostafrika 14 und auf Südwest 45. Aber auch bei Heranziehung weiterer Jahrgänge zeigt sich jedenfalls soviel, daß die Sterblichkeit der Frauen zum mindesten nicht höher ist als die der Männer, ja nicht einmal die der Kinder ist auffällig hoch. Freilich können wir diese günstige Erscheinung nicht für eine besondere Zuträglichkeit des Tropenklimas für Frauen und Kinder verwerten, sondern beide sind durchschnittlich nur kürzere Zeit im Lande als die Männer, kehren gerade aus Gesundheitsrücksichten eher in die Heimat zurück oder folgen erst nach kürzerer oder längerer Zeit dem Gatten und Vater in die Kolonie nach.

Die Frau und das Tropenklima! Wie steht es damit? Welche Frau ist geeignet dafür und welche nicht? Welche hat begründete Aussicht, sich ihm gut anzupassen oder wenigstens erfolgreich Widerstand zu leisten? Die Antwort ist für jeden einzelnen Fall zwar verschieden zu geben, denn es ist ein großer Unterschied, ob eine Frau nur auf kurzen Besuch oder für längere Zeit die Tropen aufzusuchen gedenkt, ob sie in eine komfortable Lebenslage mit weitgehender Schonungsmöglichkeit kommt, oder ob sie gar als Berufsgenossin des Mannes auf anstrengenden Expeditionen im Innern eines noch unkultivierten Landes tätig sein wird. Gleichwohl hat uns die nicht mehr geringe

[1]) Hierbei ist nur das sogenannte alte Schutzgebiet berücksichtigt.

praktische Erfahrung einige allgemeine Richtlinien für die Beurteilung der Tropenfähigkeit der Frau gegeben. Wir unterscheiden bei der Akklimatisation eine solche der Rasse und eine solche des Individuums. Jene erfordert die gesundheitliche Anpassung des Weißen nicht nur für vorübergehenden Aufenthalt, sondern für Generationen ohne Entartung der Nachkommenschaft; diese die zeitweilige Anpassung ans Tropenklima ohne ernstere Gesundheitsschädigungen. Erstere interessiert uns hier weniger; und ob bzw. wo sie in unseren Tropenländern möglich sein wird, kann nur die Erfahrung der Zukunft lehren. Ich selbst bezweifle ihre Möglichkeit nicht, sofern es nur gelingen wird, die Tropenkrankheiten vom Europäer fernzuhalten. Daß letzteres aber möglich ist, bedarf keines Beweises mehr, denn er ist an Tausenden von Einzelfällen erbracht. Die hauptsächlichste Vorbedingung, die dabei erfüllt sein muß, ist die allgemeiner Gesundheit, und über diese sich volle Gewißheit vor dem Entschluß zur Ausreise zu verschaffen, ist eigentlich eine selbstverständliche Pflicht. Eine besonders kräftige Konstitution erscheint dabei kaum erforderlich, denn jeder Kolonialarzt wird wissen, wie erstaunlich leicht oft grazile Personen das Tropenklima ertragen, während umgekehrt robuste unter ihm leiden können; und der wirkliche Grad der Anpassungsfähigkeit läßt sich auch bei der Frau oft erst in den Tropen selbst erkennen. Trotzdem wird es empfehlenswert sein, sich, wenn irgendmöglich, bei einem speziell in den Tropen erfahrenen Arzte Rat zu holen, vor allem über die Verhütung tropischer Krankheiten; denn die meisten von ihnen sind durch persönliche Vorbeugung in weit vollkommenerem Maße verhütbar, als es bisher praktisch erreicht worden ist. Ebenso ratsam ist es für die Tropenkandidatin, sich mit einer Frau ungefähr gleichen Bildungsgrades und gleicher Gesellschaftsklasse in Verbindung zu setzen, die bereits längere Zeit in derselben oder einer entsprechenden Tropengegend gelebt hat und aus dem Schatze ihrer persönlichen Erfahrung über scheinbar unwichtigere, aber fürs Wohlbefinden doch bedeutsame Dinge wie über Kleidung, Haushaltungsfragen usw. Aufschluß geben kann. Eine in unseren Tagen leider so häufige Erscheinung macht meiner Ueberzeugung nach vor allem die Frau von vornherein tropenunfähig und muß deshalb besonders sorgfältig ausgeschlossen werden, „die Nervosität". Nervöse Frauen werden sich in den Tropen nie wohl fühlen und immer eine Steigerung ihrer Beschwerden erfahren. Ein gleichmäßiges, heiteres Temperament und die Gabe, auf einen Teil des gewohnten Komforts der Heimat stillschweigend zu verzichten, sind eine Grundbedingung des seelischen Wohlbehagens in den Tropen. Wir müssen immer bedenken, daß die Frau nicht nur in die Tropen kommt, sondern auch in eine Kolonie; mit anderen Worten, daß nicht nur das Klima anders geartet ist, sondern auch alle wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Verhältnisse, und daß auch diese eine Anpassung, eine psychische Akklimatisierung verlangen, die manchen Frauen schwerer wird als die körperliche. Einen großen Vorteil bietet es für jede zum ersten Male in ein Tropenland gehende Frau, wenn ihr Mann bereits genaue Kenntnisse an dem neuen Aufenthaltsort gesammelt hat. Hat er dazu keine Gelegenheit gehabt, so wird es immer zweckmäßig sein, seine Frau erst dann nachkommen zu lassen, wenn er die Verhältnisse, und zwar nicht nur die gesundheitlichen, übersieht und richtig beurteilt. Man denke beispielsweise an die ungeheure Wichtigkeit der Wohnungsverhältnisse oder an die Möglichkeit, daß eine mehrmonatige Reise vom Manne verlangt wird, auf der ihn seine Frau nicht begleiten kann.

Eine zweite, oft aufgeworfene Frage ist die: Wie lange kann man einer Frau durchschnittlich zumuten, dem Tropenklima zu trotzen? Aerztlich gesprochen, scheint mir beinahe nicht das Hinausgehen ins Tropenklima der bedeutsamere Entschluß, sondern die rechtzeitige Heimkehr bzw. Unterbrechung des Tropenaufenthaltes durch einen Heimatsaufenthalt. Ein sehr hoher Prozentsatz der Fälle, in denen die Frau gesundheitlich ernste Mißerfolge in den Tropen erlebt, sind solche, bei denen versucht wird, gegen ärztlichen Rat ein Ausharren zu erzwingen. Von ganz ausschlaggebender Bedeutung ist es, in welche Art des tropischen Klimas eine Frau versetzt wird. Wir

sprachen bisher von Tropenklima schlechthin, aber innerhalb seines Bereiches gibt es oft schon auf geringe Entfernungen gewaltige Unterschiede. Urwaldländer wechseln mit Steppengebieten, Flachland mit Gebirge. Wir haben zum Beispiel an der Kamerunküste, am Fuße des Kamerungebirges Täler mit enormen Niederschlagsmengen und schwüler Treibhausatmosphäre, und nur wenige Stunden von ihnen entfernt liegt in 1000 m Höhe der Ort Buea mit kühlen Nächten und fast subtropischem Charakter in Klima und Vegetation. Für unsere Zwecke genügt es, wenn wir zwei Klimatypen in den Tropen unterscheiden, das des Flachlandes und das der Hochländer; jenes mit gleichmäßig hoher, Tag und Nacht nicht erheblich verschiedener Temperatur bei hohem Feuchtigkeitsgehalt der Luft, dieses mit starken, nächtlichen Abkühlungen bei weit geringerer Luftfeuchtigkeit und dadurch mit der Möglichkeit der völligen Rekreation des Körpers während der Nacht. Da auf 180 m Erhebung die Luftwärme durchschnittlich um 1° C fällt, so kommen wir bei 1200—1500 m Höhe schon zu Temperaturen, die an die Subtropen erinnern. In solchen Gegenden ist das gesundheitliche Risiko auch für eine Frau überaus gering, denn klimatisch werden keine nennenswerten Mehrforderungen an ihren Organismus gestellt. Ganz anders in den tropischen Tiefländern, namentlich den Küstenregionen, die außerdem meist gleichzeitig die Hauptherde der endemischen Malaria sind. Hier wird die Frau weit eher das Bedürfnis nach Heimatluft empfinden und diese auch wirklich nötig haben. Selbst wenn sie völlig von Tropenleiden verschont bleibt, nie an Fieber zu leiden hat, so würde ich doch raten, den Aufenthalt dort nicht über 1½ Jahre ohne Unterbrechung auszudehnen.

Wenigstens kurz wollen wir die für viele Frauen wichtige Frage der Kinder in den Tropen streifen. Im tropischen Hochlandsklima ist ihr Gedeihen nicht gefährdet. Im Niederungsklima ist es ein großer Unterschied, ob das Kind dort geboren wurde oder ob es aus Deutschland hineinverpflanzt wird. Im ersten Falle verträgt es bei guter Pflege, die sich besonders gegen die Malariainfektion zu richten hat, einen nicht zu lang ausgedehnten Aufenthalt verhältnismäßig gut; in letzterem ist es weit mehr gefährdet. Wenn irgend möglich, sollte deshalb jede Mutter, die voraussichtlich für längere Zeit in einem malariaverseuchten Tieflandsklima zu leben gezwungen ist, ihre Kinder daheim lassen. Wie Kinder in höherem Alter sich in ihm verhalten, darüber fehlen noch ausreichende Erfahrungen. Ich habe — ohne indessen damit zur Nachahmung auffordern zu wollen — im festen Vertrauen auf die Vermeidbarkeit der meisten Tropenkrankheiten mein eigenes zehnjähriges Kind unter sorgfältiger Obhut sieben Monate lang im Küstenklima Südkameruns gehabt, und es ließ weder im körperlichen noch geistigen Wohlbefinden auch nur die geringste Beeinträchtigung erkennen.

Alles in allem bedenke ich mich nicht, einer lebhaften Beteiligung der Frau am Ausbau unserer Kolonien das Wort zu reden, und zwar nicht nur in der Arbeit eines heimatlichen Frauenvereins, sondern, wo es in Frage steht, auch dadurch, daß sie ihrem Manne dorthin folgen soll; der beste Frauenverein in den Kolonien ist das deutsche Haus, und wertvoller als alle Diamanten und sonstigen Schätze wird dieses Kleinod zur Festigung unseres überseeischen Besitzes dienen.